

# Die Neue Welt



Nr. 44

Illustrirte Unterhaltungsbeilage.

1899

## Celestine.

Novelle von Jan Ner. Autorisirte Uebersetzung aus dem Böhmischen von Franta Hájek.

(Fortsetzung.)

In der Frühe dann, beim Waschen, prüfte Herr Chladel mit forschendem Blick das Wasser in seinem Waschbeden, und ertappte sich auch sonst bei verschiedenen, bei ihm sonst nicht üblichen Handlungen — Alles verdächtige Anzeichen einer abnormen Gemüthsverfassung. Er bestellte für sich zum Frühstück starken, schwarzen Kaffee mit Rum und gab dem Kutscher Befehl zum Anspannen und zur schleunigen Fahrt nach dem Franz-Josefs-Bahnhof.

Herr Chladel fuhr wieder nach Stalitz.

„Heute komme ich als Quartiermeister,“ meldete er dem Ingenieur. „Anstatt nach Marienbad zu gehen, einigten wir uns, die Ferienzeit meiner Kinder hier in Stalitz zuzubringen. Sie kennen die hiesigen Verhältnisse besser als ich, und können mir am besten rathen, wie und wo ich eine passende Wohnung für unseren Sommeraufenthalt finden kann. Meine Familie ist hier gut aufgehoben und ich kann auch bequemer den Bahnbau beaufsichtigen.“

Der Ingenieur wäre am liebsten dem Unternehmer um den Hals gefallen, wiewohl er seine Nieren durchschaut und darin die Galle der wahren Ursache, warum er Stalitz Marienbad als Villegiatur vorgezogen, sehr wohl erkannt hatte.

Sie fanden manchen Bürger, welcher nicht abgeneigt war, dem Unternehmer sein ganzes Haus zu überlassen und sich selbst, seine Familie, sowie Alles, was drum und dran hängt, auf die Straße zu setzen. In dieser Hinsicht pflegten bei Bahnbauten selbst die verbissensten Reaktionen in den konservativsten Gemeinden sehr liberal zu sein, ja, sie fühlten sich durch solche „Miether“ noch hochgeehrt, etwas, was sie in normalen Zeiten gewiß nicht zugeben würden. Die Mehrheit der Häuser entsprach jedoch nicht den Anforderungen des Herrn Chladel einerseits, und der Frau Chladel andererseits, die bei diesen Besichtigungskommissionen zwar abwesend, durch ihren Gatten jedoch würdig vertreten wurde.

„Für zwei Monate? Oh!“ sprach der Herr und Eigenthümer des Hauses, welches Herrn Chladel halbwegs gepakt hätte. Der Hausherr überschlug im Geiste die zu fordernde Mietzsumme, wobei allerdings weniger der Werth des Hauses, als vielmehr die ideale Summe, die er in der Tasche des Unternehmers vermuthete, in Betracht kam. Solchen Kalkulationen fällt auf dem Lande jedes Mitglied irgend eines Baumunternehmens regelmäßig zum Opfer.

„Jawohl, Herr! Für zwei Monate,“ bestätigte Herr Chladel nach einer Weile, die der Hausherr brauchte, um im Geiste den Geldbeutel seines zukünftigen Miethers zu durchwühlen. „Möglicher Weise werden wir uns später noch für längere Zeit einigen.“

„Das denke ich auch. Schließlich, denke ich,

wird es am besten sein, wenn Sie nur getroßt einziehen. Von wegen dem Mietzins können wir ja später auch noch reden.“

„Es ist nicht meine Gewohnheit, solche Abmachungen auf die lange Bank zu schieben...“

„Aber... aber!... Wir auf dem Lande kennen keine Schliche und Kniffe. Und... zum Richter werden wir deshalb wohl auch nicht gehen.“

„Wenn wir uns sogleich einigen, wird es wohl nicht nöthig sein! Also, wie viel verlangen Sie?“

Der Hauspacha schob die Mütze von einem Ohr zum anderen und überlegte, um möglichst viel aus dem Geschäft herauszuschlagen.

„Nun — damit keiner von uns zu kurz kommt — zweihundert Gulden monatlich. Ein ehrliches Wort, Herr, und nicht übertrieben!“

„Aber Mensch! Für das Geld kann ich statt Ihrer acht Stämmerchen in Prag acht schöne Zimmer bekommen!“

„Das will ich nicht bestreiten,“ erwiderte der Bürger, und entwickelte in der nächsten Viertelstunde so viel Halsstarrigkeit, daß er den Unternehmer schließlich breit schlug.

Herr Chladel blieb gleich in Stalitz. Er quartierte sich einstweilen in der Bauhütte ein und theilte sich mit dem Ingenieur in die Geschäfte. Sonderbar genug war diese Theilung. Er überließ es nämlich Jan, die gemietete Wohnung einzurichten und vergab sich selbst in die Voranschläge und Baupläne und suchte sich im Schweiße des Angesichts in die Bauleitung hineinzuarbeiten und dieselbe allmählig ganz in seine Hand zu nehmen. In einigen Tagen konnte man schon die Wirkung dieser Danting'schen Kur an ihm wahrnehmen. Der Ingenieur führte inzwischen die Einrichtung des gemieteten Hauses durch, wobei er namentlich auf die Ausstattung und Ausschmückung von Celestines Zimmern viel Zeit und Fleiß verwendete. Er sorgte dafür, daß der Raum nur in hellen Farben erglänzte, keine düsternen Winkel hatte, und daß die Möbel und deren Zusammenstellung sofort das Gefühl trauter Behaglichkeit erweckten. Das meiste Kopfzerbrechen verursachte ihm die Ausschmückung der Wände mit Bildern. Er stöberte zu diesem Zwecke Alles auf, was in dem Städtchen zu finden war, bis es ihm glückte, endlich etwas seinen Wünschen Entsprechendes zu erwerben.

Ueber dem Schreibtische plazirte er ein Gemälde, welches anscheinend eine Szene aus irgend einem Märchen darstellte: Ein im düsternen Kerker gefesselt Mädchen, welches die entsetzten Blicke gegen eine es bedrohende Wolke furchtbarer Gespenster richtet. Die Kerkerthür öffnet sich vor einem Prinzen, der mit der Fluth des goldenen Lichtstrahls in die Finsterniß eindringt und die Erlösung bringt. Auf der

Wand gegenüber trug ein Adler ein junges Lamm in sein unerreichbares Felsenest, doch von dem Pfeile getroffen, sinkt er zu den Füßen des ihn verfolgenden Hirten. Ueber dem Bette befestigte er eine Lithographie und darunter einen uralten, von einem Großmütterchen vielleicht gestifteten Spruch: „In Liebe Vergessen und Neugeboren.“

Kaum war Chladel's Familie eingezogen, stellte sich der Ingenieur schon zum ersten Besuche ein. Die gnädige Frau schloß noch die überstandenen Reisestrapazen aus, und der Herr nahm sein Bad.

„Im Salon studirt Irene,“ schloß das Dienstmädchen seinen Bericht. „Wenn es jedoch gefällig ist, treten Sie ein in das Speisezimmer.“

Nichts konnte dem Ingenieur angenehmer sein. Das Speisezimmer war mit dem Salon durch ein kleines Fenster verbunden, und diese Oeffnung unter Umständen wohl geeignet, um die im Salon „studirende“ Irene zu beobachten.

Er täuschte sich nicht. Behutsam betrat er das Speisezimmer und näherte sich dem Fenster. Es war unverhüllt. Im „Salon“ saß Celestine, mit leicht vorgeneigtem Oberkörper, die Hände um ihre Knie geschlungen, schien sie ihrer Schillerin zuzuhören.

Ueber dem Antlitze des schönen Mädchens, welches dem Ingenieur halb zugewendet war, breitete sich der Schein eines weichen, sehnsuchtsvollen Selbstvergeßens aus, und derselbe Ausdruck belebte auch die strahlenden Augen, welche, träumerisch in die unsichtbare Ferne gerichtet, irgend welchem glücklichen Gedanken nachzujagen schienen.

Neben ihr saß Irene. Sie schaukelte in abgemessenem Rhythmus mit den Beinen und stützte ihre, in gespannter Aufmerksamkeit zusammengefaltete Stirn in die beiden Hände. Den Kopf über ein Buch geneigt, leierte sie mit langsamer, monotoner Stimme einen Satz nach dem anderen herunter. Sie übersetzte aus irgend einem Konversationsbuche zwecklose Sätze und Phrasen in's Französische. Sie übersezte falsch, und Celestine korrigirte sie nicht. Die lächerlichsten Schnitzer und Verflüche, die Irene machte, störten die Erzieherin nicht in ihrem Gedankenfluge, der sich in weiter Ferne verirrt haben mochte, nach... nach...?

Der Ingenieur hörte: „— — — und wollen diesen Mann gewinnen? Et voulez-vous obte — ah, nicht so — — voulez-vous gagner cet homme? Sie verlangen es aufrichtig, jedoch Ihr Herz ist von der Angst erfüllt: Vous le désirez sincèrement, mais votre coeur est pleine d'angoisse. Beruhigen Sie sich: Rassurez — oder nein — Soyez calme. Er liebt und vergöttert Sie: Il vous aime, il vous adore. Er will Ihr Glück und wird Sie retten: Il veut que vous ayez

de bonheur et il sera votre sauveur. Sie thun nicht gut, Ihre Gefühle zu unterdrücken: Vous avez des torts en retenant vos sentiments. Es handelt sich um die Seligkeit Ihres Lebens: Il y va de la félicité de votre vie — —"

Der Ingenieur mußte sich beherrschen, um nicht aufzujauchzen. Irene hatte zweifellos das ausgezeichnete Konversationsbuch in Händen, übersezt meisterhaft, und noch nie erschien ihm die sinnlose Buntschickigkeit aneinander gereihter Sätze eines Konversationsbuches so lieblich und so aus der Seele gesprochen, wie heute.

Ein Blatt umwendend, erhob Irene ein wenig den Kopf. Das Fenster nach dem Speisezimmer kam dadurch in ihren Horizont, und der fremde Gegenstand dahinter wurde von dem Gesichtsnerv erfasst. Sie suchte mit dem Kopfe und warf einen neugierigen Blick nach dem Fenster. Der Ingenieur sprang weg, und rasch entschlossen betrat er den Salon. Celestine, aus ihrem Träumen durch den Klang seiner Schritte geweckt, erblickte den Ingenieur erst, als er sich bereits vor ihr grüßend verbeugte. Sie erröthete leicht, und für einen Augenblick erglänzten ihre Augen von dem Strahl einer unverhohlenen Freude, während um ihre Lippen ein glückliches Lächeln spielte. Aber nur für einen Augenblick, so kurz und flüchtig, daß Irene nichts wahrnehmen konnte.

Die Erzieherin war schon wieder ruhig.

Der Ingenieur entschuldigte sich wegen der verursachten Störung.

"Ach . . . die Lektion ist ja ohnehin schon zu Ende," unterbrach ihn die Schülerin, klappte ihr Buch zu, und den eigenen Stuhl, von welchem sie sink herabsprang, dem Gaste mit kindlichem Stolz zuschiebend, war sie mit ein paar Sprüngen im Garten.

"Ist Fräulein mit der neuen Wohnung zufrieden?" erkundigte sich der Ingenieur.

Und wieder leuchtete es auf in den Augen des Mädchens, und der Schalk, der nun aus ihnen blickte, schien zu sagen: "Du loser Schelm, glaubst Du, ich sehe die für mich aufgestellte Falle nicht?" Freundlich lächelnd erwiderte sie:

"Wenn die Zufriedenheit mit der Wohnung das Lebensglück bedingte, wäre ich Ihnen zu großem Danke verpflichtet."

"Und wenn ich mich mit der Ausschmückung der vier Wände, zwischen welchen Sie, leider nur für kurze Zeit, weilen werden, begnügen könnte, würde zu meiner vollkommenen Freude nichts fehlen. Darf ich wissen, wie Fräulein die erste Nacht in Skatitz geschlafen hat?"

"Danke, gut."

"Die ersten Träume in einer neuen Wohnung sollen etwas bedeuten. Mögen doch die Ihrigen auch so schön und beseligend sein, wie die meinen. Ich bin glücklich von dem Augenblicke an, in welchem es mir vergönnt war, Sie in unserer Mitte zu begrüßen . . ."

"Herr Paul," unterbrach mit freundlicher Entschiedenheit das junge Mädchen den Ingenieur. "Ich habe mich durch nichts verpflichtet, an Ihren Träumen irgendwie theilhaftig zu sein. Und wenn Ihre freie Phantasie auch mich in den Kreis Ihrer Träume versetzt hat, so wollen Sie die Ungebundenheit entschuldigen, welche dies wilde Element des menschlichen Seelenlebens auszeichnet. Und nun gestatten Sie mir, daß ich mich empfehle. Mich rufen meine Pflichten . . ."

"Oh, Fräulein! Bleiben Sie noch, und verzeihen Sie mir, daß ich nicht stark genug bin, meinen heranströmenden Gefühlen Einhalt zu gebieten. Sie drängen sich unbezähmbar aus einem übervollen Herzen, das mit kühner Hoffnung erfüllt ist. . . mit der Hoffnung, daß . . . ich mich nicht täusche."

Der Ingenieur ergriff die beiden Hände des Mädchens, und deutlicher, als die Worte es vermocht hätten, sprach sein Blick, den er auf Celestines, in lieblicher Verwirrung erröthendes Antlitz heftete.

"Ihr großes, edles Herz," bat er weiter, "das Alle, selbst die Glendesten der Glenden in Liebe umfaßt, wird mich allein nicht verschmähen . . ."

"Ich hoffe, daß Sie nicht Anspruch auf mein Mitleid machen. Jedoch . . . da kommt mir eben in den Sinn, daß Sie es dennoch verdienen."

"Mitleid nur?"

"Ja wohl. Wenn Sie mich nicht mit der Deutung Ihrer Träume von hier vertreiben, will ich Ihnen etwas Interessantes mittheilen, vorausgesetzt, daß es für Sie noch eine Neuigkeit ist."

"Ich freue mich darauf, und verpflichte mich, so bescheiden zu sein, wie ein Hühnchen."

"Sie befinden sich in einer strengen Untersuchung, die für Sie bereits eine drohende Wendung angenommen hat."

"Eine Untersuchung? Durch wen?"

"Durch den Unternehmer . . ."

"Ah! Möglich! Ich ließ mir in der letzten Zeit allerdings Manches zu Schulden kommen. Schon über einen Monat, seit unserem Ausfluge nach Jewan ist mein Denken wie umgewandelt . . ."

"Und seit dem Ausfluge nach Alt-Duba auch Ihr Charakter. Sie sind ein „Kommunist“, der heimtückisch oder leichtsinnig seinen Herrn schädigt und ihn in seinem Vermögen zu Grunde richtet. Soviel hat Herr Chladet bereits festgestellt."

"Erkennen Sie in mir Ihren Schüler?" lachte der Ingenieur.

"Ich erkenne nur einen Mann, der keine Uebersetzung hatte, und als er sie fand, seine Umkehr ohne Ueberlegung durch eine unkluge Handlung behütete, einen Mann, der eine offenkundige That eher vollbrachte, bevor der neue Glaube in ihm feste Wurzeln gefaßt und in wahrer Erkenntniß der Dinge ihn zum zweckmäßigen Handeln befähigt hatte."

"Wollte ich meinen Schwur, mich zu bescheiden, verletzen, würde ich bekennen, daß die Lehren aus einem schönen Munde mitunter eine wunderbare Wirkung haben."

"Sie sind frivol!" zürnte Celestine. "Ihr unkluges Handeln war ein vergeblicher Versuch, die begangenen Sünden wieder gut zu machen. Die Sünden sind nun einmal begangen worden, und was daraus folgert, läßt sich nicht verhindern. Wären Sie von der wahren Ueberzeugung der ungerechten gesellschaftlichen Zustände durchdrungen, würden Sie versuchen, allmählig dem Glend zu steuern, welches Sie, als das willige Werkzeug der Machthaber, mit verschuldet haben. Sie würden nachdenken und die gewonnene Erkenntniß als Regulativ für die Zukunft behalten. So aber, wie Sie es gethan, haben Sie Niemand genützt und sich selbst geschadet. Sie führten einen plötzlichen Umschwung herbei, der für die Arbeiter keine gute Folgen haben wird. Im Gegentheil, die Bedrückung wird erneuert, vielleicht verdoppelt, und bringt den Arbeitern nichts als eine neue, bittere Enttäuschung."

"Sie sagen die Wahrheit, Fräulein," erwiderte gedankenvoll der Ingenieur. "Rathen Sie mir, was ich thun soll."

"Mit dem übereilten Versuch haben Sie Ihrer ferneren Wirksamkeit hier ein Ende bereitet. Entweder — Sie verleugnen Ihre gewonnene Ueberzeugung und werden nach wie vor durch den Ertrag Ihrer und der Tausend armer Hände Arbeit den Unternehmer weiter bereichern — ich nehme an, daß es Ihnen nicht gar so schwer fällt, oder? . . . Haben Sie schon nachgedacht?"

"Fräulein, ich bekenne, daß ich nur an — Sie gedacht habe."

"Ich empfehle mich, Herr Paul."

Celestine grüßte und wandte sich eilig der Thüre zu.

"Fräulein, zürnen Sie mir nicht!" sprach erschrocken der junge Mann, Celestine in den Weg tretend. "Ich kann nicht dafür, daß alle Ihre abstrakten Ausführungen mir nur ein Strahl sind, der mir blendend das verlorene Paradies Ihrer Seele erleuchtet. Es ist mir, als müßte ich vor Allem Rache nehmen, für Sie und Ihre . . ."

"Schweigen Sie von der Rache!" unterbrach ihn Celestine heftig. "So durfte nur ich einst denken, als . . ."

Sie beendete den Satz nicht, und verstummte erblickend. Ihre Augen füllten sich mit Thränen.

"Was fehlt Ihnen?"

"Nichts, nichts, Herr, Sie sind ein Mann. Ihnen geziemt es, anders zu handeln, als ein schwaches, hilfloses Mädchen. Erkennen Sie doch den Werth Ihres Wissens, Ihrer Arbeit, und schöpfen Sie Nutzen daraus, für sich, und wenn Sie wollen — auch für die Anderen, für Die, die schwach und bedrückt sind."

"Ich will so handeln."

"Und versprechen Sie mir, daß Sie sich nie mehr mit dem Gedanken an Rache bestücken wollen! Es ist nicht wahr, daß der Mensch berechtigt ist, aus dem Heiligthum seines Herzens den Frieden und die Selbstachtung zu verbannen . . . Datar," rief das Mädchen in fieberhafter Aufregung, von der eigenen, bisher beherrschten Leidenschaft hingerissen, "Datar, wenn es wahr ist, daß Du durch mich aufgeregelt und bis zum Halse verleitet wurdest, dann beschwöre ich Dich . . ."

Der Ingenieur ergriff ihre beiden Hände und bedeckte sie mit heißen Küssen.

"Alles verspreche ich," sprach er, sie zärtlich an seine Brust ziehend. "Die Liebe hat Balsam für so viele Wunden, und auch Dein Herz wird genesen. Meine Seele kennt kein anderes Verlangen, als Dich beschützen und beschirmen zu können gegen alles Leid, dessen Wunden noch bluten, und gegen jedes Wehe, das Dich noch treffen könnte. Verschmähe mich nicht, und thue Dir selbst keine Gewalt an. Siehe, Celestine, ich kam her unbemerkt, und aus Deinem Antlitz leuchtete mir die Liebe entgegen. Sie suchte mich in Gedanken und lauschte beseligt den Worten, die das Kind ahnungslos und ohne Verständniß her sagte. Es sprach unwillkürlich für Dich, Geliebte, und ich weiß, daß auch Du mich liebst. Darum — werde meine Weib."

"Ich kann nicht," hauchte die Erzieherin, sich aus seiner Umarmung befreiend. "Ich kann nicht, obwohl ich weiß, daß schon bei unserem ersten Zusammentreffen mein Herz dem Deinen entgegen schlug. Und wie habe ich gelitten, wie Du dann im Walde Deinem Herrn gegenüber Dich rühmtest, wie Du Deinen und Deiner Arbeiter Schweiß für ihn in Gold verwandelst. Damals mußte ich an meine Eltern denken, deren langames Dahinsterven in der Kohlengrube dem Herrn auch Nutzen brachte. Ich flüchtete mich in die Kirche . . ."

"Celestine, folge doch dem Juge Deines Herzens! Meine Junge, aber doch schon allmächtige Liebe hat mich in Deinen Schatten verwandelt, der Dich nicht mehr verläßt, sich nicht mehr von Dir trennt, und der nur mit Dir vergeht."

"Ich kann nicht, meine Vergangenheit trennt uns voneinander. Nie kann ich zugeben, daß Sie sich unzertrennlich an einen Leichnam fetten."

"Du sprichst im Fieber, Celestine."

"Ja . . . Und es wird mir eine Linderung sein, wenn Du von mir nicht mehr verlangst, als ich zu geben vermag. Mein Herz gehört Dir, Datar, mein Leben der Vergangenheit — verlange nicht mehr zu wissen! Nichts! Lieber will ich mich tödten, als daß ich es wagte, Deine Liebe zu einer ehelichen Verbindung zu mißbrauchen. In einem solchen Seelenkampfe, wie Du ihn damals auf den Altarstufen jenes verlassen Waldkirchleins belauschtest, erliege ich Tag für Tag, von Sonnenaufgang bis zu dem Augenblicke, wenn sie untergeht, vom Morgen bis in die Nacht hinein, und die Nacht hindurch. Meine junge Seele empört sich gegen das Schicksal, sie dürrtet nach Liebe und Leben, müßte sich im vergeblichen Kampfe ab, um schließlich zerknirscht und todeswund in den Staub zu sinken und zu betteln um Gnade, um Erbarmen und Vergebung . . . Auch ich wünsche aus vollem Herzen, daß Du glücklich werden möchtest, und eben darum kann ich es nicht zugeben, daß Du Dich um meinetwegen in Gefahr begiebst."

Das Rauschen eines Frauenkleides ließ sie verstummen.

"O . . . ich bitte um Vergebung, wenn ich gestört haben sollte, ich kann noch warten," lächelte süßlich Frau Chladet, die soeben eingetreten war und mit ihren grünlichen Augen an der offenkundigen Erregung der beiden jungen Leute sich boshaft weidete. Langsam zog sie sich zurück.

„Es wird wohl nicht nötig sein, gnädige Frau, daß wir Ihre Güte mißbrauchen. Ich wartete auf Sie, und sprach inzwischen mit dem Fräulein. Eine zufällige Begegnung im Salon —“, sprach mit erhöhter Stimme der Ingenieur.

„Zweifle nicht im Mindesten daran und bitte, meiner rücksichtsvollen Entschuldigung keine falsche Deutung zu geben. . . Sie haben auf mich gewartet? Ich erfuhr soeben, daß Sie uns mit Ihrem Besuche beehrt haben, und da habe ich bei der Gelegenheit Ihnen gleichzeitig eine Karte von meinem Mann überbracht.“

„Besten Dank. Sie gestatten gütigst, daß ich . . .“  
Der Ingenieur erbrach das Briefchen und las:

„Herr Zaul!

Nachdem ich mich überzeugt, daß Sie in der letzten Zeit meinen Interessen nicht mehr dienen, betrachte ich unseren Vertrag als aufgehoben. Uebergeben Sie die gesammte Leitung an den bisherigen Assistenten Herrn Nauschal, welcher auf meine Anordnung nach vollständiger Uebergabe Ihnen ein halbjähriges Gehalt als Gratifikation an meiner Kasse anweisen wird. Genötigt, in aller Eile nach Prag zu reisen, empfehle ich mich Ihnen

Gabriel Chladel.“

Die Gattin des Unternehmers fühlte sich bitter getäuscht, als sie sah, wie der Ingenieur die Botschaft mit einer Miene las, als hätte er daraus erfahren, ob es draußen regnet oder nicht. Sie hatte allerlei Bedauern und Ermahnungen in Bereitschaft, wollte mit Rathschlägen, wie er um eine Milderung der Strafe sich bemühen sollte, nicht geizen, und nun sah sie alle ihre edlen Absichten vereitelt.

„Ich danke nochmals verbindlichst für Ihre Güte . . .“ bemerkte der Ingenieur trocken.

„Wollen Sie nicht mit meinem Manne sprechen?“ versuchte Frau Chladel zu vermitteln. „Der Kutischer spannt erst an.“ — „Nein!“

Die Gnädige verließ den Salon, nicht wissend, ob sie träumte oder wachte.

Geleitene suchte inzwischen Irene's Bücher und Hefte zusammen. Ahnte sie den Inhalt des Briefes? Aus ihrem bleichen, ernstem Gesichte sprach eine tiefe Trauer, aber auch der Ausdruck eines neu gewonnenen festen Willens.

„Besinne Dich, Geliebte,“ bat der Ingenieur leise. „Es soll einwillen Alles nach Deinem Willen geschehen. Jetzt muß ich Dich aber verlassen, denn länger darf ich Dich durch meine Gegenwart nicht kompromittiren. In aller Eile jedoch einige verständige Worte. Verbanne endlich alle Gespenster, die Du aus der Vergangenheit heraufbeschwörst und gegen Dich selbst hebest! Du bittest den Himmel um's Leben; Du wirst es finden von dem Augenblick an, sobald Du anfängst zu vergessen. Welche Pläne und Absichten hegst Du für die Zukunft?“

„Ich bleibe Lehrerin.“

„Du bleibst es nicht, außer daß Du wesentlich die ganze Bitterkeit verkannter und mißachteter Arbeit durchkosten wolltest, welcher Deine Eltern in der Unwissenheit unterlagen. Für Dein Wesen, für die Schätze Deines Kopfes und Deines Herzens würde Dir die Welt mit unwillig hingeworfenen Almosen lohnen, vielleicht mit Mitleid, oder auch mit Belohnung. Und schöpften sich Deine Kräfte durch das fortwährend dargebrachte Opfer endlich aus, wäre für all Dein edles Wollen die Noth und Mißachtung Dein Lohn. Du hast mich aufgefordert, nachzudenken, jetzt bitte, ja befehle ich Dir im Namen unserer Liebe, daß Du nachdenken möchtest. Dein Herz wird Dir schon den rechten Weg weisen. Und jetzt . . . lebe wohl!“

Der Brief des Herrn Chladel kam ihm erst wieder in den Sinn, als er bereits die Bauhütte betreten hatte. Der neu installirte Ingenieur brachte ihm denselben in Erinnerung. Herr Nauschal empfing seinen bisherigen Vorgesetzten mit verlegenen Entschuldigungen und Ausdrücken des Bedauerns. Zum Theil waren sie aufrichtig gemeint, aber nicht minder aufrichtig war auch die Freude, die er vergebens zu verbergen suchte.

„Ich danke Ihnen,“ sprach Zaul lächelnd. „Mit

unserer Arbeit flechten wir für uns selbst eine Peitsche. Je mehr und je besser die Arbeit, desto schwerer und schwerfälliger die Peitsche. Und ihre Liebe schneidet sich gehörig in die Seele ein, wenn sie einmal, anstatt in die Arbeit, uns — aus der Arbeit treibt. Glücklicher Weise bin ich gegen diese Schmerzen gewappnet. Es schmerzt mich nicht einmal, daß Herr Chladel mir erlaubte, ihn eine Reihe von Jahren zu ernähren, und ich wundere mich garnicht, daß er mich nun in Gnaden entläßt, nachdem ich aufgehört habe, sämtliche Früchte ausschließlich auf seine Tafel zu legen, und den Versuch machte, einige Abfälle den Hungernden zuzuwenden.“

Damit erhielt Herr Nauschal die gewünschte Aufklärung, um welche er kollegialisch Zaul gebeten hatte.

Die wohlgeordneten Zustände des Baues erleichterten Zaul's letzte Verrichtungen.

Am Schlusse drückte er allen versammelten Kollegen und Untergebenen die Hand und ging.

(Fortsetzung folgt.)

## Von der Ebene in's Gebirge.

Von Curt Grotteiwitz.

Es giebt nicht allzu viel Menschen, die einen wirklich tiefen ausgeprägten Sinn für die Natur haben. Am Meeresstrande, gegenüber der in's Unendliche sich verlierenden blauen, spiegelglatten See oder auf einem hohen Berge, von dessen felsigen Faden aus die Abgründe, Thäler und Wälder zu Füßen des Beschauers liegen, da mag wohl Keiner sich dem Reiz der Landschaft verschließen, vielleicht selbst Der nicht, der seine Reise nur deswegen macht, weil es so Mode ist. Wer freilich die Natur wirklich liebt, der kann auch dann einen hohen Genuß haben, wenn er nur in der Ebene an einem wogenden Roggenfeld, durch ein stilles Dorf oder ein breites, flaches Wiesenland dahinzwandert. Die Landschaftsmaler unserer Zeit bevorzugen die ebenen Gegenden sogar. Gerade an ihnen konnten sie ja am besten zeigen, was eine Landschaft dem Naturfreunde, dem scharfsichtigenden Naturfreunde bieten kann, selbst wenn sie der ländlichen Reize entbehrt. Die Maler fürchteten ohne Zweifel, daß gerade diese letzteren die intimere Kenntniß der Natur, das liebevolle Eingehen in ihre Geheimnisse beeinträchtigen könnten. Denn was sieht man zum Beispiel an den meisten Alpenbildern alten Schlages: Blaue Berge, grüne Matten, schwarze Wälder, und immer wieder blaue Berge, grüne Matten und so weiter, wenn auch in jener großartigen Gruppierung, die nun einmal den Alpen eigen ist. Eben diese imposante Gruppierung ersparte ihnen ein genaues Studium der Natur. Daß die Matte grün ist, dieses ganz äußerliche, oberflächliche Merkmal genügte jenen Künstlern zur Darstellung ihres Landschaftsbildes. Wie individuell erscheint uns dagegen heute ein Stild Natur. Jede Landschaft hat ihre in der Bodenart und in der Bodenbildung begründeten Eigenschaften, sie hat ihre besondere Pflanzendecke, das Aussehen wechselt nach den klimatischen Verhältnissen und jede Jahreszeit, jede Tageszeit, jedes Wetter giebt ihr neue Merkmale, neue Reize. Und das gilt nicht nur von der Gebirgslandschaft, das gilt ebenso von der flachesten Ebene. Gleichwohl wäre es sehr einseitig, nun auf jeden Fall etwa die sandige Steppe mit einer Gebirgsgegendlandschaft gleichstellen zu wollen.

Bei einer Gebirgs- oder Meereslandschaft kommen eben außer den individuellen Reizen noch die der mächtigen pittoresken Gruppierung hinzu. Wo beide miteinander verbunden sind, da ist die Wanderung ein auserlesener Natur- und Kunstgenuß zu gleicher Zeit. Deshalb giebt es kaum etwas Herrlicheres als eine Wanderung aus der Ebene in's Gebirge. Hier vereinigen sich die Reize der landschaftlichen Szenerie am innigsten mit dem Genuß, der aus der Beobachtung der freien Natur an und für sich entspringt. Eine solche Wanderung ist zugleich äußerst abwechslungsreich. Denn das Gebirge enthält nicht nur eine Menge Landschaftsbilder, die der Ebene

fremd sind, es begreift in vieler Beziehung die Naturgebiete verschiedener Länder, ja mehrerer Zonen in sich. Je höher wir steigen, um so mehr ändert sich ja das Klima; die Temperatur wird niedriger und die Feuchtigkeit um so höher. Die Besteigung eines höheren Berges gleicht einer Wanderung in nordische Länder. Aber während wir Wochen, Monate brauchen, um nach Norden, und vollends bis an die Grenze des ewigen Polareises zu gelangen, genügt ein Tag, in günstigen Fällen genügen wenige Stunden, um von der Ebene bis zur Schneelinie eines hohen Berges zu gelangen. Welch ein jäher Wechsel der Zone, des Klimas, der Pflanzenwelt, des gesammten Naturcharakters in so kurzer Zeit!

Von ferne erscheint uns das Gebirge als eine langgestreckte steile Wand, die mit vielen spigen Zinnen und Thürmen gekrönt ist. Je näher wir aber herankommen, um so mehr löst sich diese Wand in eine Gruppe neben- und hintereinander liegender schräg aufsteigender Hügel und Berge auf. Denn nur selten steigt ein Gebirge steil aus der Ebene empor. So erhebt sich der Stammrücken des Riesengebirges an manchen Stellen jäh aus der Umgebung, so thürmen sich besonders die Seealpen aus den Fluthen des Mittelmeeres föhn empor. Doch wir wollen die Alpen ferner aus dem Spiel lassen und uns an die Verhältnisse halten, die in unseren deutschen Mittelgebirgen herrschen. Gewöhnlich ist hier der Uebergang vom Tiefland zum Gebirge ein allmählicher. Ein anmuthiges Hügelland, die Vorberge, stellen die Vermittelung dar. Sie sind die äußersten und darum kleinsten Wellen, die die erdbildenden Kräfte bei der Aufstürmung der Gebirgswogen erzeugt haben. Schon in den Vorbergen macht sich der Ebene gegenüber eine wohlthuende staublose Frische und ein großer Reichthum an Wasser bemerkbar, das in zahlreichen Bächen vom Gebirge herabströmt. Sind die Vorberge nicht allzu steil, so geben sie noch einen recht guten Ackerboden für die landwirtschaftlichen Kulturpflanzen. Indes ist der Ackerbau bei der Unebenheit des Terrains immerhin mit Schwierigkeiten verbunden, und so gewinnt die Viehzucht eine reichere Ausdehnung. Der feuchte Boden, die frische Luft, die zeitweise stattfindenden Ueberschwemmungen haben von jeher die Bewohner der Vorberge darauf hingewiesen, die natürlichen Wiesen der Flußthäler zu erhalten und künstliche an schrägen Berghängen anzulegen, um genügende Nahrung für das Vieh zu haben. Die künstlichen Wiesen sind dem Walde abgerungen. Denn dieser ist es ja, der die natürlichste Pflanzendecke der Vorberge bildet. Da der Ackerbau erschwert oder an einem großen Theile des bergigen Landes unmöglich ist, und die Viehzucht keine dichte Bevölkerung aufkommen läßt, so hat sich hier der Wald noch in großer Ausdehnung, wenn auch nicht in so großer wie auf dem eigentlichen Gebirge erhalten. Es sind meist Laubbäume, die hier die Herrschaft führen, und auf vielen Hügeln hat die Rothbuche die Oberhand. Oft bildet sie gar reine Bestände, und dann entstehen jene herrlichen Laubhallen, die, von mächtigen, glatten, silbergrauen Stammssäulen getragen, sich über dem fast das ganze Jahr über rothbraun gefärbten Blätterteppich erheben. Laubwald, Wiese in den Flußthälern und Felder, das sind die weitläufigsten Pflanzenlandschaften der Vorberge. Die Pflanzen selbst und die Thiere, die auf jenen leben, sind jedoch im Großen und Ganzen dieselben, wie die der Ebene. Einzelne inbessenen machen sich hier mehr bemerkbar, wie z. B. Traubenhollunder mit seinen leuchtend rothen Beeren oder der Bergahorn. Von der Thierwelt sind hier besonders die Vögel reicher als in der Ebene vertreten, von der die Ausrottung der Wälder viele Arten gänzlich verschwindet hat.

Wir steigen höher und gelangen nun an den Fuß des eigentlichen Gebirges. Da liegen sie nun vor uns, diese massigen Berge, die steilen Wände und abschüssigen Felsen! Eine neue Welt, eine neue Natur umfängt uns. Wir folgen einem der kleinen Flüsse, die in das Gestein des Gebirges ein tiefes Thal gegraben und dadurch einen natürlichen Weg hinauf auf die Berge geschaffen haben. Häufig genug ist gerade hier am Fuße des Gebirges das Flußthal am imposantesten. Hier bricht der Wasser-

strom, durch zahlreiche Zuflüsse von beiden Seiten des Thales vergrößert, in elementarer Kraft hervor und hier hat er sich bisweilen ein mächtiges Thor mit hunderte von Metern hohen steilen Gesteinswänden gegraben. In einem solchen Felsenthor tritt z. B. die Bode aus dem Harz heraus. Der Fluß hat mit seinen schäumenden Wassermassen sich in langen Jahrtausenden die Thalöffnung ausgebohrt. Wir sehen ihn noch heute bei der Arbeit. Ungezählte Felsblöcke und Steine, an denen das Wasser sich bricht und an denen es in schäumender Wuth seine Zerstörungsarbeit verrichtet, bezeichnen seinen Lauf. Die hohen Felswände zu beiden Seiten ragen so steil aus dem Wasser hervor, daß nur mit großer Schwierigkeit ein Weg in das Gestein gehauen werden könnte. Solch ein Engpaß aber am Fluß und unter Felswänden hin ist eine landschaftlich äußerst anziehende Szenerie. Er führt uns aber zugleich die Hauptkräfte vor, die in dem ganzen Gebirge wirksam sind. Hier in den steilen Wänden, die nur ganz spärlich von Pflanzenwuchs verhüllt sind, tritt das Gesteinsmaterial zu Tage, aus dem das Gebirge aufgebaut ist. Und in dem Wasser des Flusses ist die andere Kraft enthalten, die zerstörende, die tiefe Rinnen, Thäler und Schluchten in das ursprünglich wenig gegliederte Gebirge hineinreißt, die die Berge abschleift und die gerauten Erdmassen hinabführt in die Ebene.

Wir wandern den Fluß aufwärts. Wir schreiten an dem tosenden, Schaum werfenden Wasser dahin, das über die mit grünem Moos überzogenen Felsblöcke springt. Am Ufer wuchert die Festschwurze mit ihren großen, breiten Blättern. Sie bildet einen rechten Gegensatz zu den dürren Pflänzchen, die zur anderen Seite des Weges an dem Gestein hängen. Der Felsen ist ein harter schlimmer Boden für die Gewächse. Und nur einige vermochten sich ihm anzupassen. Die Sonne brennt strichterlich heiß auf das nackte Gestein und die sich bildende Verwitterungserde fällt, vom ersten Regen hinweggewaschen, hinab in die Tiefe, in den Fluß, der sie weiter trägt. Es sind dickblättrige, niedere graue Sebium- und Saxifraga-Arten, die in den winzigen Spalten des Felsens einen Standort fanden, auch schöne Nelken mit schmalen Blättern, vor allem aber dürre unscheinbare, kaum sichtbare Flechten haften sich an das Gestein.

Das Flußthal erweitert sich allmählig. Wir treten in einen breiten Thalkessel ein, der von bewaldeten Höhen umschlossen wird. Denn nun hier im eigentlichen Gebirge ist der Wald durchaus vorherrschend. Zwar die Flußthäler bilden auch hier Wiesen, aber der Ackerbau tritt ganz zurück. Allerdings gedeihen hier in der Laubwaldzone des Gebirges noch Roggen, Hafer und Kartoffeln, aber ihr Anbau ist schwierig und in keinem Falle sehr lohnend. Nur in einzelnen heißen Alpenhaldern wird edles Obst und Wein mit großem Erfolg gebaut, vor Allem in der Gegend von Meran. In unseren deutschen Gebirgen ist dagegen die unterste Zone die Region der Laubbäume. Majestätische Eichen und Buchen bilden hier den Laubwald, zu ihnen gesellen sich vereinzelt Linden, Bergahorn und Birken. Ein dichtes Rand- und Untergebüsch von mannigfaltigen Sträuchern findet hier ein günstiges, von Menschenhand wenig gestörtes Gedeihen. Hier ist das schwarze Geißblatt heimisch, das die Ebene meidet, hier ist die Tollkirsche häufig und die hohen, schmalen Stauden des rothen Fingerhuts zieren im Sommer den lichten Hochwald. Die Wiesen sind hier viel saftiger, sauberer, dunkler und sie nehmen an Frische und Schönheit zu, je höher wir steigen. Bereits treffen wir richtige Bergblumen hier an, aber noch müssen sie sich mit den Wiespflanzen der Ebene. Erst auf der nächsten Höhenstufe wird die Vegetation wirklich fremdartig.

Wir folgen dem Fluß, an dessen Ufer sich Erken und Weiden angesiedelt haben, weiter aufwärts. Wir machen die Windungen mit, die sein Lauf beschreibt, gehen aus einem Thalkessel in den anderen, um immer von Neuem ein schönes Bergpanorama zu bewundern. Doch schließlich sind wir in eine Zone gelangt, wo der Laubwald aufhört und das ernste Reich der Nadelbäume, der Fichte und Tanne beginnt. Wie im Norden auf das Gebiet der blattwechselnden Bäume eine Region der Nadel-

bäume folgt, so auch hier. Wir befinden uns demnach jetzt in einer Höhenlage, die der subarktischen Zone entspricht. Der Nadelwaldgürtel beginnt in den Alpen erst in einer Höhe von über 1300 Metern, in dem nördlichsten deutschen Mittelgebirge, dem Harz, sind schon bei 600 Meter Höhe kaum noch Laubbäume anzutreffen. Die Luft ist hier bedeutend frischer, die Feuchtigkeit noch stärker als in der Laubwaldzone. Auch im heißen Sommer herrscht hier angenehme Kühle. Der dunkle Fichtenwald ist wenig reich an Blumen und Kräutern. Nur wenn er sehr alt und infolge dessen lichter ist, bedecken der schattenliebende Sauerflee, die dunkeln saftigen Blätter der Hasenwurz, hier und da auch schöne Farnkräuter und Heidel- und Preiselbeergesträuch den Boden. Der junge Fichtenwald ist durchaus pflanzenleer, Bäumchen drängt sich an Bäumchen, und so eng stehen sie aneinander, so dicht zusammengebrängt ist ihr Geäst, daß selbst ihre unteren Zweige verdorren, sich mit silbernen Flechten überziehen und schließlich auf den ganz und gar mit braunen Nadeln bedeckten Boden fallen. Dadurch entsteht ein Dickicht, das völlig undurchdringlich ist und dem Wild guten Unterschlupf gewährt. Aber auch da, wo die Bäume bereits ziemlich hoch sind, ist der Boden ein glatter, brauner Nadelteppich, dem höchstens niederes Moos sparsam eingewoben ist. Nur die Wege, die durch den Fichtenwald führen, geben ihm Gelegenheit, die Ränder mit einer abwechslungsreicheren Vegetation zu schmücken. Himbeergesträuch, vereinzelt kleine Ebereschen und ein dichter Rasen von Gras, Weidenröschen, Glockenblumen, Habichtskraut, Wegerich, Erdbeeren, Kreuzkraut, zum Theil in charakteristischen Arten bewohnen den Waldrand und die Böschungen des Weges, soweit dieser nicht in das Gestein eingeschnitten ist. Hier in der Fichtenzone liegen jene Bergdörfer, die mit den sauber gestrichenen Holzwänden und den Schindeldächern ihrer Häuser, mit dem Glöckengeläute ihrer stattlichen Klöster, mit der materiellen Tracht ihrer Bewohner unüßlich mit dem Gebirge verbunden sind. Noch treffen wir hier im Dorfe oder in seiner Nähe ein vereinzelt Haferfeld, einige Kartoffeläcker und ein paar wie zum Schmutz angepflanzte Laubbäume, den Bergahorn, die Esche, die Eberesche. Einen größeren Raum nehmen dagegen in der Nähe der Dörfer die Wiesen ein, wunderbar saftige dunkelgrüne Wiesen mit kurzem Gras und den leuchtenden Gebirgsblumen, Enzian, Schlangenzwurz, Eisenhut und vielen Andern.

Der Fluß, an dessen Seite wir in die Höhe gewandert sind, ist immer kleiner geworden, aber er hat an Wildheit zugenommen. Von den Berglehnen fließen ihm zu beiden Seiten muntere Bäche, zuweilen auch nur im Moose stehende Wasserrinnen zu. Wir sind nun so hoch bereits gestiegen, daß wir einen großen Theil des Thales, das wir durchwandert, weite Szenerien der Vorberge und der Ebene überblicken können. Wir sehen hinweg über dunkle, grüne Waldungen, über blaue Hügel und hinab in das Tiefland, über dem eine heiße stimmende Luft liegt und das sich in der Ferne in ungewisses Dämmern verliert.

Im Höhersteigen sehen wir eine seltsame Veränderung mit dem Nadelwalde vorgehen. Die Fichten werden niedriger, stämmiger, sie fangen an, am Flechtenbehang zu leiden, und ihre Reihen sind nicht mehr so dicht. Die Heidel- und Preiselbeergesträucher wuchern üppig in dem lichten, niederen Walde. An exponierten Stellen umfangen uns zähe, kühle Windstöße, und wir sehen, wie diese die Bäume zanken und rütteln, als wollten sie sie zu Boden werfen. Und nun gewahren wir eine neue Veränderung an den Fichten. Da stehen sie nun, wie nach einer heißen Schlacht, ihre Spitzen sind geknickt, so daß sie genüßigt waren, mehrere Hochtriebe zu machen und strauchig zu wachsen. Ihr Stamm ist unverhältnißmäßig dick bei dieser niederen Höhe. Und wie sieht dieser Stamm aus! Er hat ganz jene stolze, pyramidenförmige Regelmäßigkeit verloren, die den Wuchs dieses schönen Baumes auszeichnet. Die Äste sind zerzaust, gebogen, an der Windseite sind sie wie weggerafft. Und je höher wir steigen, um so gräßlicher sind die Verunstaltungen. Da steht ein Baum, am Fuße so dick wie ein alter

Pflanzenbaum und doch kaum zwei Meter hoch, er hat nur zwei Äste nach der dem Winde entgegengesetzten Seite, und diese Äste haben kaum Zweige, sie sind mit Flechten dicht überwuchert und einige Schritte von ihm stehen andere Bäume ebenso traurig, ebenso elend wie ihr Kamerad. Nirgends tritt der Kampf der Pflanzen mit einem widrigen Klima so ausdrucksvoll, ja so ergreifend hervor, wie in diesem Ringen der Fichten an der Baumgrenze. Man sieht es an diesen jammervollen Baumgestalten so handgreiflich vor sich, welchen Todeskampf sie mit dem mörderischen Winde in dem rauhen, nassen Klima, das die schwarzen Flechten begünstigt, zu bestehen haben.

Die Fichten werden immer zergiger, und sie stehen immer vereinzelter. Wir treten in die Zone der Alpensträucher ein. Etwa bei 1000 Meter Meereshöhe liegt die Baumgrenze im Harz, im Riesengebirge bei 1400 Metern. An der Baumgrenze befinden wir uns in einem Klima, das etwa dem des 70. Breitengrades entspricht. Es ist das Klima Lapplands und der sibirischen Tundren, ein Gebiet, in dem die warme Jahreszeit nur wenige Monate, ja nur wenige Wochen währt. Aber auch am heißesten Tage ist es in dieser Höhe kaum so warm, daß der Wanderer lange Zeit ruhig stehen oder sitzen könnte, ohne zu frieren. Fast immer geht hier oben ein sehr heftiger, scharfer Wind. Und vor ihm giebt es keinen Schutz, denn die Landschaft ist ganz kahl geworden. Sie hat ihr Aussehen total verändert. Anstatt des dunkeln, stolzen Waldes umgiebt uns jetzt eine verdrossen grüne, niedere, herblich anmuthende Steppen- oder Moorvegetation. Der Fluß, an dessen Ufern wir emporgeschritten waren, und der schließlich in der Nähe seiner Quelle zu einem ganz kleinen Bach geworden war, hat sich an der Baumgrenze ganz verloren. Denn hier in der Region der Alpensträucher befinden sich häufig ausgebeulte Moore, die das Sammelbecken der ganzen in den oberen Bergregionen so reichen Feuchtigkeit darstellen. Hier gedeihen die Pflanzen, die auch in den Hochmooren der norddeutschen Ebene vorkommen, die Torfmoose, die Nauschbeere mit bläulichen Blättern, die Torfbeere neben eigenthümlichen Wollbinsen und Seggen, die für das Gebirge charakteristisch sind. Doch außer den Mooren treffen wir hier auch Strauchpartieen an. Vor Allem ist es die Zwergkiefer, das sogenannte Knieholz oder die Bergföhre, die hier oft große Bestände bildet. Mit seinen sehr geschmeidigen Ästen kriecht dieser Baum am Boden hin und bildet im Verein mit seinen Nachbarn ein zwar kaum mannshohes oder auch ganz niederes, jedenfalls aber sehr dichtes Gestrüpp, das außerordentlich schwer zu durchdringen ist. Auch strauchartige Weiden, Birken und Erken bewohnen diese „subalpine“ Region, und ihnen gesellt sich manch anmuthige Blume zu, eigenartige Anemonen, Primeln, Gentianen, sehr wollige Habichtskräuter und andere mehr. Während so die Pflanzenwelt immerhin in noch ziemlich zahlreichen Arten vertreten ist, hat die Thierwelt hier oben nur sehr wenige Vertreter. Man kann auf dem Ramm des Riesengebirges tagelang wandern, ohne einem Schmetterling zu begegnen oder den Laut eines Vogels zu hören. Allerdings giebt es einige wenige Thiere hier oben, so die Wasserspitzlerche, den Alpensturvogel, die Alpenpigmäus, aber sie sind doch selten anzutreffen und bilden darum in dem Landschaftsbilde der oberen Bergregion kein wesentliches Element.

Je mehr das rauhe Klima die Entfaltung des pflanzlichen und thierischen Lebens in Schranken hält, um so großartiger wird der Ueberblick, den wir von unserem Berge aus genießen. Denn nun hindern keine hohen Bäume mehr die Aussicht. Nun sehen wir erst deutlich den Umriss des Berges, auf den wir gestiegen sind, und nun können wir auch von unserem Standpunkt aus in die weite Bergwelt blicken, die sich uns erst jetzt erschlossen hat. Die deutschen Gebirge (mit Ausnahme der Alpen) ragen ja nicht höher als in diese Zone der Alpensträucher hinein. Viele erreichen sie nicht einmal. Der Harz überschreitet nur im Brockengebiete die Baumgrenze, auch Schwarzwald und bayerischer Wald haben ihre subalpinen Höhen, aber nur das Riesengebirge besitzt

ausgedehnte Landschaften über der Waldgrenze. So bald wir daher in diese kahllose Region gekommen weit in die Ebene und auf ferne hellblau verdämmernde Berge am Horizont blicken. Und während einem Punkte des Weltraumes aus herablickten auf das ferne Treiben dieses menschenbewohnten Planeten,



Ruhe. Nach dem Gemälde von Karl Binnen.

sind, ist auch der Gipfel des Berges nahezu oder ganz erreicht. Wir können den Bau des ganzen Gebirges übersehen, Höhenzüge und Thalsenkungen in der Vogelperspektive überschauen und ringsum

wir auf dem kahlen, nur mit einer niederen, düstern Pflanzendecke überzogenen und mit Steinblöcken übersäten Berggipfel stehen, überkommt uns ein Gefühl, als ob wir der Erde selbst entrückt wären und von

der uns plötzlich so fremd erscheint und doch ein Theil ist der wunderbaren Natur, der wir nirgends entfliehen können! —

## Die Papierfabrikation.

Von Heinrich Vogel.

Schon im elften Jahrhundert wurde das erfunden, was wir heute Papier nennen. Es besteht aus einer dünnen, zusammengepreßten Schicht von stark verfilzten vegetabilischen Fasern. Um es möglichst billig herstellen zu können, hat man von jeher zur Papierfabrikation das Fasermaterial nicht so verwendet, wie es von den Pflanzen geliefert wurde; sondern erst, nachdem es als Leinen- oder Baumwollenzug anderen Zwecken gedient hatte, benutzte man die zurückbleibenden Lumpen zur Herstellung von Papier.

Die Fasern bestehen alle aus Cellulose, die mit verschiedenen Klebstoffen überzogen sind. Reine Cellulose ist, chemisch betrachtet, ein Kohlenhydrat, besteht aus 6 Atomen Kohlenstoff, 10 Atomen Wasserstoff und 5 Atomen Sauerstoff und hat dieselbe procentuale Zusammensetzung wie Stärke.

Bis in unser Jahrhundert wurde Papier nur aus leinenen und baumwollenen Lumpen hergestellt. Man ließ die nassen Lumpen in einem zugedeckten Behälter zusammengedrückt zwei bis drei Tage faulen; dadurch wurde der Klebstoff, der die Cellulose einhüllt, soweit gelöst, daß die dann mit vielem Wasser zerstampften Lumpen gänzlich von der einhüllenden Materie befreit wurden. Später ging man dazu über, die Klebstoffe der Cellulose statt durch das sinkende Faulen durch Kochen in starker Natronlauge auszuscheiden; anstatt sie zu zerstampfen, zerfaserte man die Stoffe in mit Messern besetzten, bewegten Trommeln, den sogenannten Holländern. Außerdem bleichte man nach der Erfindung des Chlorkalks den Papierbrei mit Chlorkalk. War dies geschehen, so wurde durch Zusatz von unterschwefligsaurem Natron (Antichlor) die zerstörende Wirkung des Chlors auf die Faser selbst verhindert. Nachdem dann der größte Theil des Wassers abgelassen war, wurde der zurückgebliebene Brei auf ein Sieb geschöpft, das ein Arbeiter hin- und herschüttelte. Dann blieb eine dünne verfilzte Schicht auf dem Siebe, die sogleich auf ein dickes Filz Tuch gebracht und mit einem anderen Filztuch zugedeckt wurde.

War eine größere Anzahl solcher Schichten auf einander gestapelt, so brachte man sie unter eine Presse, in der das Wasser zum größten Theil abgepreßt wurde; die einzelnen Papierbogen erhielten so eine größere Festigkeit. Dann wurden sie aus den Filztüchern herausgenommen und vollständig getrocknet. So konnten sie als Druck- oder Verpackungspapier verwendet werden.

Wenn das Papier als Schreibpapier dienen sollte, mußte es geleimt werden. Dem Papierbrei wurde Mann und Leim zugelegt; dabei schlägt sich die im Mann enthaltene Thonerde auf die Faser nieder und bindet gleichzeitig den Leim auf dieser. Wenn dann der so hergestellte Papierbrei auf die Siebe gebracht wird, läuft nur das Wasser ab, der Leim bleibt an den Fäserchen haften und verklebt sie beim Trocknen mit einander. Dadurch wird ihre Kapillarität aufgehoben, so daß man auf dem so hergestellten Papier schreiben kann, ohne daß die Tinte ausläuft. Neuerdings leimt man Schreibpapier nicht mehr mit Leim, sondern mit Harzseife. Da die Oberfläche des mit der Hand auf Sieben hergestellten Papiers nicht sehr eben sein konnte, so mußte alles Handpapier nachträglich geglättet werden. Dies geschah früher durch Glätten auf einer glatten Unterlage, jetzt wird es durch Satiniren zwischen fein polirten Stahlwalzen besorgt.

Bei dem zunehmenden Verbrauch von Papier wurde die Handarbeit immer mehr durch Maschinenarbeit verdrängt. Früher konnten die einzelnen Bogen nur so groß sein wie das größte Sieb, mit dem ein Arbeiter noch hantieren konnte; jetzt liefern die Maschinen das Papier in endlosen Rollen von bedeutender Breite, indem der Papierbrei auf einem endlosen Siebe aus feinem Messingdraht, das sich ununterbrochen schüttelnd vorwärts bewegt und ein in sich zurückkehrendes Ganzes bildet, so weit fortgeführt wird, bis der größte Theil des Wassers

abgelaufen ist. Die völlige Entwässerung erfolgt dann auf Filztüchern, die sich an das Sieb anschließen, und zwischen erwärmten Walzen.

Der große Bedarf von Papier kann schon lange nicht mehr mit der Verarbeitung von Lumpen allein gedeckt werden; denn es giebt bei Weitem nicht so viel Leinen- und Baumwollabfälle, als Cellulose als Schreib- und Zeitungspapier gebraucht wird. Schon im vorigen Jahrhundert wurden deshalb in einigen Ländern Ausfuhrzölle auf Lumpen erhoben. Aber diese Maßregel genügte nicht. Man mußte an Ersatz für die Lumpen denken. Es wurden Versuche mit Stroh, mit afrikanischem Alfagras und anderen Materialien gemacht. Natürlich waren diese Versuche nicht gleich von Erfolg gekrönt, und man wurde daher mißtrauisch gegen jeden Ersatz des Lumpenpapiers. Einzelne dieser sogenannten Ersatzstoffe waren in der That nichts werth. So setzte man dem Papierbrei Massen von Gips und ähnlichem Material bei, das wohl die Masse des Papiers vermehrte, aber seine Festigkeit sehr beeinträchtigte.

Indessen gelang es der Papierfabrikation, sich mit Hilfe der erweiterten chemischen Kenntnisse fast vollständig von der Verwendung von Lumpen unabhängig zu machen und dabei nicht nur ein Surrogat, sondern einen vollständigen Ersatz für Lumpenpapier zu liefern. In viele Papierfabriken kommen heute überhaupt keine Lumpen mehr hinein. Gegenwärtig ist das Material für den bei Weitem größten Theil des angefertigten Papiers Holz. Zwar waren auch die ersten Versuche mit Holzstoff nicht erfolgreich. Im Jahre 1846 wurde in Süddeutschland zuerst ein sogenannter Holzschliff in der Weise hergestellt, daß die Hölzer gegen einen nassen Mühlstein gedrückt wurden, der sie zermahlte. Der hierdurch gewonnene Holzbrei war natürlich kaum faserig und seine Verfilzungsfähigkeit sehr gering. Dabei erschwerten die in ihm enthaltenen Harzbestandtheile und die Farb- und Gerbstoffe das Bleichen. Man konnte diesen Holzschliff nur als Zusatz zu Lumpenpapier verwenden, indem es die Masse des Papiers vermehrte, während die Lumpen die Haltbarkeit geben mußten. Man erkannte daraus, daß man aus Holzcellulose nur ein brauchbares Papier herstellen konnte, wenn die Cellulose von den sie umschließenden Harzstoffen z. befreit würde, und eine größere Verfilzbarkeit allein zu erreichen war, wenn die Zerkleinerung nicht durch Zermahlen bewirkt wurde. Couper und Mellier erreichten dies zuerst 1852 durch anhaltendes Kochen von in 15 Zentimeter dicke Scheiben geschnittenem Holze mit Natronlauge unter einem Drucke von zehn Atmosphären. Die aus dem Kocher kommenden Scheiben sahen dunkelbraun aus, doch sind nunmehr die die Cellulose einhüllenden Harze z. in Wasser löslich und werden, wenn man die Holzscheiben zerstampft und mit einer großen Menge Wassers anrührt, vollständig ausgelaugt; alsdann kann die ziemlich langfaserige Cellulose leicht mit Chlorkalk gebleicht und für sich oder im Holländer mit Lumpenbrei verarbeitet werden und liefert ein brauchbares Papier.

Seit dem Jahre 1884 ist indessen diesem unter dem Namen Natroncellulose viel zur Papierfabrikation verwendeten Material ein mächtiger Konkurrent in der sogenannten Sulfitcellulose erwachsen.

Im Jahre 1874 hatte Nil. Mitscherlich gefunden, daß man die Holzfaser durch starkes Kochen mit sauren, schwefligsauren Salzen vorteilhafter von den sie einhüllenden Harzstoffen befreien kann, und daß die Cellulose dadurch weniger angegriffen wird, als durch Kochen mit Natronlauge. Aber als er an die praktische Verwerthung seines Verfahrens gehen wollte und es zum Patent anmeldete, erhielt er den Bescheid, daß schon im Jahre 1866 von einem Engländer B. Tilghman die Wirksamkeit der sauren schwefligsauren Salze (Bisulfite) zur Gewinnung reiner Holzcellulose beschrieben worden war. In Deutschland darf aber nichts zum Patent angemeldet werden, was schon von einem Anderen in gleicher oder ähnlicher Weise beschrieben worden ist, wenn nicht seit der letzten öffentlichen Mittheilung 50 Jahre verstrichen sind.

Mitscherlich versuchte nun, ein Patent auf Her-

stellung eines beliebigen anderen, bei dem Prozeß auftretenden Stoffes anzumelden, um so nebenbei die Cellulose gewinnen zu können. Da das verwendete Tannen- und Fichtenholz, wie die meisten Hölzer, auch einen gewissen Gehalt an Gerbstoff besitzt, beantragte er ein Patent zur Herstellung von Gerbstofflauge durch Kochen von Holz in einer Lauge von Calciumbisulfid unter einem Drucke von etwa 15 Atmosphären. Weil ein solcher Vorschlag bis dahin nirgends gemacht worden war, obwohl man Gerbstoff auf andere Weise weit bequemer und billiger gewinnen kann, so wurde auf dieses Verfahren der Patentschutz erteilt, und die von Mitscherlich autorisirten Fabriken fabrizirten unter diesem Schutze längere Zeit allein die schnell beliebt gewordene Sulfitcellulose. Die Gegner, namentlich die Natroncellulosefabrikanten bernichtigten sich indessen nicht, sie fochten die Gültigkeit des Patentes an, schließlich mit Erfolg, indem sie nachwiesen, daß seit dem Tage der Anmeldung noch nicht 1 Kilogramm aus der Sulfitlauge hergestelltes Gerbstoffmaterial käuflich zu haben sei, und daß das ganze Verfahren nur den Zweck habe, einem Verfahren der Celluloseherstellung Patentschutz zu erwirken, das nicht patentfähig sei. Das Patent wurde also, soweit es sich auf das Kochen des Holzes bezog, für nichtig erklärt und nur die von Mitscherlich angemeldete Herstellungsweise der Sulfitlauge blieb patentrechtlich geschützt, da sie in der That neu war. Das Verfahren bestand darin, daß man Pyrite (Schwefelstein) röstete und dabei entstehende schweflige Säure in einen 25 Meter hohen thurmartigen Apparat leitete, der mit Kalkstein- oder Magnesitstücken gefüllt war. Diese wurden von oben mit Wasser berieselt, und die aufsteigende schweflige Säure, die sich in dem Wasser löste, verband sich mit dem Kalk zu Calciumbisulfid, das in dem herabrieselnden Wasser gelöst und am Fuße des Thurmes gesammelt wurde. Obgleich nun der Patentschutz für den Sulfitkocher selbst nicht mehr bestand, waren die anderen Fabrikanten, die nach diesem Verfahren Sulfitcellulose herstellen wollten, nach wie vor genöthigt, sich wegen der Lizenz auf diese Thürme an die Aktiengesellschaft für Maschinenfabrikation in Aschaffenburg zu wenden, der das Patent abgetreten war. Jetzt sind alle Streitigkeiten um dieses Patent hinfällig, da in Deutschland Patente nur fünfzehn Jahre in Kraft bleiben, das 1876 angemeldete also 1893 erlosch. Auch erfand man später noch ein bequemeres und billigeres Verfahren zur Herstellung der Sulfitlauge.

Die Sulfitcellulose zeigt gegenüber der Natroncellulose so bedeutende Vorzüge, daß die Natroncellulosefabrikanten sich allmählig fast sämmtlich entschlossen, ihre Fabriken für Sulfitfabrikation umzubauen. Man baut diese Kocher jetzt gleich von mächtigem Umfange, in einer Höhe von 8 Meter und einem Durchmesser von 4 Meter, so daß man bequem mit einem Omnibus hindurch fahren könnte. Sie werden, da Eisen von den Säuren stark angegriffen wird und Blei den starken Atmosphärendruck nicht aushält, innen mit zwei Lagen säurefesten Steinen in der Weise überkleidet, daß die mit Cement gut verschmierten Fugen der unteren Lage gegen die der oberen Lage um die Hälfte verschoben sind. Erst dieser Schutzmantel sichert den äußeren eisernen Kessel vor dem baldigen Zerfressenwerden. Geheizt werden sie von innen durch mehrere Systeme von starken Dampfröhren. Obwohl die äußeren eisernen Kessel von stärkstem Material hergestellt und mit einer dreifachen Reihe von Rieten die einzelnen Bleche aneinander befestigt werden, sind solche Kocher doch schon mehrfach explodirt und haben einen gewaltigen Materialschaden und Vernichtung von Menschenleben zur Folge gehabt.

Das Sulfitcelluloseverfahren hat sich allmählig der Papierfabrikation so überwiegend bemächtigt, daß trotz des sehr gestiegenen Papierverbrauchs an die Stelle des früheren Mangels an Lumpen jetzt ein Mangel an Verwendung für sie getreten ist und ihre Preise bedeutend zurückgegangen sind. Für die in den Papierfabriken beschäftigten Arbeiter ist dies insofern kein Nachtheil, als gerade das Verarbeiten der unreinen Lumpen bei ihnen besonders häufig Krankheiten verursacht. —

# Die Blätter fallen.

Skizze von G. Macash.

Inten im Garten, in der stillen, von wildem Wein umrankten Laube sah Hanna, die Gouvernante, und wartete auf Stefan, den ältesten Sohn des Doktor Klaus, der aus der Stadt kommen sollte.

Sie hielt die Hände über den Schooß gekreuzt und starrte vor sich hin und lauschte. Sie zitterte bei dem geringsten Geräusch eines welken Blattes, das in ihrer Nähe zu Boden fiel, oder bei dem harten Flügelsschlag einer Krähe, die über dem Garten durch die trübe Herbstluft strich.

Hanna lauschte und schaute von Zeit zu Zeit über die niedrige Gartenhecke auf den Feldweg hinaus, der vom Bahnhof herüberführte. Von dorther mußte Stefan kommen. Ihren Brief hatte er gestern erhalten und für einige Stunden gab man ihm sicherlich Urlaub. Und mit dem Abendschnellzug konnte er wieder zurückkehren.

Aber mit Schreck dachte sie dann: Wenn er nun doch nicht käme? Wenn er sie gerade jetzt im Stiche ließe? Doch nein — sie war dessen sicher, daß es ihm ebenso nahe ging wie ihr. Sie stellte sich sein Entsetzen vor, als er ihren Brief erhalten hatte.

Und doch! Was konnte er ihr helfen? Was konnte er dabei thun?

Wie ein dumpfer Druck lastete es auf ihrem Herzen, und die Bangigkeit schnürte ihr die Kehle zusammen. Was sollte daraus werden? Immer wieder stand die eine Frage vor ihr, immer wieder — bis ihr der Kopf brannte und vor ihren Augen Alles zu schimmern begann. Und kein Ausweg! Trotz alles Sinnens und Suchens kein Ausweg . . .

Hanna hörte ein Geräusch in der Ferne und blickte erschreckt auf. Ein Bauer fuhr mit seinem Wagen über das Feld. Die Räder sanken tief in den dunklen, dampfenden Boden, den die Regengüsse der letzten Tage aufgeweicht hatten. Gedämpft, mit hartem, kurzem Schall klang der Ruf des Bauern und der dünne Knall seiner Peitsche herüber.

Dann warf Hanna einen Blick auf das Haus, dessen weiße Mäuerchen zwischen den halbentlaubten Bäumen durchschimmerte. Wenn man sie jetzt entdeckte, so war Alles verloren. Der Zug aber, meinte sie, müßte schon längst die Station passiert haben. Schon, als sie aus dem Haus getreten, war es ihr gewesen, als höre sie das langgezogene Pfeifen der Lokomotive.

Plötzlich erinnerte sie sich jenes grausamen Herbsttages im vorigen Jahre, als sie von ihrer Mutter Abschied genommen hatte, um in die Welt hinauszu gehen. Draußen klatschte der Regen an die Fenster jener dunklen Wohnstube, in der sie ihre Kindheit verbracht hatte, und von der Wand blickten die alten, bekannten Bilder herab und schienen sie zum letzten Mal zu grüßen. Unten wartete der Wagen und die alte Mutter küßte sie auf die Stirne und sagte mit ätternender Stimme: „Leb' wohl, mein Kind! Wer weiß, ob wir uns jemals wiedersehen. Du hast nichts auf dieser Welt, als Deinen ehrlichen Namen. Sieh' zu, daß Du ihn Dir stets bewahrst.“

Das war der Abschied gewesen. Jetzt dachte Hanna daran und fühlte, wie sich ihre Augen mit Thränen füllten. Dann fing sie wieder zu überlegen an. Stefan mußte doch irgend einen Rath wissen; er war ja viel erfahrener. Und er konnte doch nicht anders. Und sie dachte an all' das Geschehene: an die Szenen auf der Wiese draußen, im Sommer, an die Spaziergänge im Wald und an jenen Regennachmittagen, als sie allein mit ihm im Hause gewesen. So war es gekommen: langsam und allmählich wie ein süßes, schleichendes Gift hatte es sich in ihre Seele gefressen, ehe sie es ahnen konnte, zu ihrem Verderben.

Wieder verging eine Weile in lautlosem Schweigen. Hanna fror in ihrem dünnen Hauskleide aus rosa Rattum. Sie war rasch davongelaufen, als die Doktorin einen Besuch bekommen hatte. Und bis die Kinder aus der Schule heimkehrten, mußte sie wieder im Hause sein.

„Mein Gott, welche Qual!“ dachte sie und presste die Hände fest zusammen. Sie war nahe daran, in Weinen auszubrechen. Aber sie dachte an den Vormittag, wo sie mit Helene Klavier gespielt hatte, und beherrschte sich. Vormittag aber war es plötzlich mit aller Macht über sie gekommen: die Noten hatten vor ihren Augen zu tanzen angefangen und jeder Ton hatte ihr in die Seele geschnitten. So hatte sie gespielt und immer weiter gespielt und still vor sich hin geweint, bis Helene erschrocken inne gehalten hatte, weil sie glaubte, daß sie krank sei.

Dann suchte sie wieder zusammen. Borne im Hof fuhr der Wagen des Doktors ein, der von einem Krankenbesuch zurückkehrte. So spät war es schon! Hanna bebte bei dem Gedanken, daß man ihre Abwesenheit jetzt entdecken werde. Ihre blassen Wangen rötheten sich wie in heftigem Fieber. Sie fühlte, wie es in ihren Schläfen vor Aufregung pochte und hämmerte und wie ihre Hände glühten. Angstvoll auf jedes Geräusch horchend sah sie da, mit ruhiglos umherirrendem Blick, ungewiß, ob sie noch länger warten solle oder nicht.

Plötzlich tauchte über dem Fenster ein Schatten auf und kam rasch näher. Noch ehe ihn Hanna deutlich erkennen konnte, wußte sie, daß es Stefan sei. Dann sah sie seine lange, schmale Gestalt, zum ersten Mal mit der Uniform bekleidet. Sie fand, daß er nicht mehr so vornüber gebeugt gehe, wie sonst. Als er vor drei Wochen das Haus verlassen, hatte er noch keine Uniform getragen.

„Wie seltsam er darin ausseht!“ dachte Hanna, während Stefan rasch den Feldweg überschritt. Je näher er kam, desto heikommener wurde Hanna zu Muth. Endlich sprang er über die niedrige Hecke und stand vor ihr, ehe sie noch Zeit gehabt hatte, sich zu fassen. Er war athemlos von dem schnellen Gang und sagte leuchtend:

„Guten Tag, Hanna! Es hat mich natürlich Mühe gekostet, heute Urlaub zu bekommen. Ich sagte, meine Großmutter sei gestorben. Na, — das dürftest du nicht wissen.“

Er reichte ihr die Hand und setzte sich zu ihr auf die Bank. Eine Weile schwiegen Beide. Sie hatten es noch nicht gewagt, einander in die Augen zu schauen. Stefan wollte zuerst sprechen, aber er wußte nicht, wie er beginnen sollte. Ungeduldig zerrte er an seinem kurzen Seitengewehr, das sich nach rückwärts verschoben hatte. Dann fing Hanna, die aufgestanden war und sich an den runden Steinisch gelehnt hatte, an:

„Meinen Brief hast Du also bekommen?“

Stefan blickte auf. Der ruhige Ton ihrer Stimme schien ihn zu verblüffen, es schien, als hätte er sich auf heftige Verzweiflung gefaßt gemacht. Hanna beobachtete ihn und bemerkte nun, daß seine Wangen bleich und eingefallen waren. Seine Augen lagen tief in den Höhlen. Sie wußte nicht, ob es dieses Ereigniß war oder der ungewohnte Militärdienst, der ihn so mitgenommen hatte. Und Stefan erwiderte:

„Ja, Kind . . . den Brief habe ich schon gestern erhalten. Ich muß schon sagen: Ich begreife das Alles nicht . . .“

„Es ist aber so!“ sagte Hanna leise. „Seit acht Tagen weiß ich es nun. Es ist kein Zweifel möglich . . .“

„Aber . . .“ begann Stefan nach einer Weile mit unsicherer Stimme: „ . . . Acht Tage schon . . . da hättest Du doch gleich schreiben können!“

Hanna blickte ihn an. Dann erwiderte sie langsam, gleichsam jedes Wort abwägend: „Wenn man von Tag zu Tag wartet und hofft . . .“

„Ich begreife!“ sagte Stefan tonlos. Er beugte sich vor und stützte die Arme auf beide Kniee. Was hatte er sich seit gestern Alles zurechtgelegt: Einfälle, Vorwürfe, Trostgründe — nun konnte er sich auf nichts davon mehr besinnen. Nur die Vorwürfe, die er während der Eisenbahnfahrt ausgesprochen hatte, waren ihm noch in der Erinnerung, aber ohne die seine, überlegte Motivierung, die er ihnen gegeben hatte.

Stumm sah er nun da und hörte, daß Hanna zu ihm sprach und Alles erklärte. Aber er verstand anfangs kein Wort davon. Nur ihre leise, ein wenig zitternde Stimme hörte er, die ihm wohlthat. Dann aber besann er sich, nahm alle Kraft zusammen und horchte auf. Ja, nun begriff er Alles, was sie sagte. Aber mit einem Ruck fuhr er in die Höhe und erwiderte ohne alle Ueberlegung, sich ganz seiner rathlosen Verzweiflung hingebend:

„Aber, was geht mich denn das Alles an? Ich kann ja doch jetzt nichts machen — jetzt, wo ich beim Militär bin und alle Hände voll zu thun habe . . . da bleibt mir wahrhaftig keine Zeit, auch an so Etwas zu denken!“

Hanna betrachtete ihn aufmerksam. Dann erwiderte sie kühl: „Ich wußte, daß Du das zuerst sagen wirst, aber gib Dir keine Mühe. Ich habe nun acht Nächte Zeit gehabt, das auch zu überlegen.“

Die Ruhe Hanna's reizte ihn immer mehr. „Also, was denkst Du Dir denn eigentlich?“ stammelte er. „Was soll denn daraus werden? Meinst Du vielleicht, ich soll jetzt bei Dir sitzen bleiben und Dich trösten? Ich . . . brauche selbst Trost und Schonung . . . gerade jetzt. Siehst Du denn das nicht ein?“

Je erregter er geworden war, desto kälter und klarer wurde Hanna. Nun erwiderte sie langsam: „Sieh, Stefan, es hat keinen Sinn, uns mit Vorwürfen zu überhäufen. Was geschehen ist, ist geschehen. Wir haben nur noch eine halbe Stunde Zeit. Willst Du Dich ruhig mit mir berathen?“

Beschämt lenkte Stefan ein. Er habe es nicht so gemeint. Sie müsse doch einsehen, wie ihn das Alles so aufrege . . . so über Nacht!

Und plötzlich fiel ihm Etwas ein, an das er vorher nicht gedacht hatte. Sein Gesicht hellte sich auf. Ob sie denn nicht, jetzt oder später, wie es ihr am besten dünkte, zu ihrer Mutter zurückkehren wolle? Das sei doch wohl für den Anfang das Einfachste . . . und inzwischen hätte man Zeit . . .

Hanna sah ihn eine Weile an. Um ihren Mund zuckte ein schwaches Lächeln. Dann sagte sie:

„Das werde ich auf keinen Fall thun. Schon um meiner alten Mutter willen nicht . . . aber es ist freilich klar, daß Dir das am liebsten wäre!“

Sie betonte die Worte so eigenthümlich, daß Stefan verlegen wurde. Er fühlte, daß er eine Dummheit begangen hatte. Nach einer Weile meinte er, einen anderen Rath wisse er nicht. In eine solche Möglichkeit habe er den Sommer über eben nie gedacht.

Er hielt inne und betrachtete Hanna, die schweigend vor ihm stand und über den Garten hinaus auf das Feld starrte. Er hatte sie jetzt mehrere Wochen nicht gesehen und sie erschien ihm nun schöner und anmuthiger, denn je. Plötzlich erfaßte ihn Mitleid mit ihr und er dachte einen Augenblick ernstlich daran, seinem Vater Alles anzuvertrauen — jetzt gleich, so, wie er nun doch hier war. Und er dachte an die Ueberraschung, die es geben würde.

Aber dies währte nur einen Augenblick. Dann stieg der Groll, der gestern gegen Hanna in ihm erwacht war, von Neuem auf, und er besann sich seiner jetzigen Stellung und seiner ganzen weiteren Laufbahn. Es geht nicht! Es geht nicht! dachte er. Damit verderbe ich mir ja meine ganze Zukunft. Und gleich darauf überlegte er: Wer war denn eigentlich an Allem schuld? Mit gehässigem Blick musterte er Hanna's geschmeidige Gestalt, während sie jetzt mit ein wenig zurückgebogenem Oberkörper vor ihm stand. Sie . . . sie hatte ihn während dieser unglückseligen Ferien verführt: sie mit jeder ihrer Bewegungen, mit ihrem Lachen, mit ihren Blicken! Ihm wäre es sonst nie eingefallen, sie zu begehren. Er hatte ganz andere Dinge damals im Kopf gehabt. Und selbst wenn er sich verliebt hätte, sie hatte es so weit kommen lassen. Sie allein. Und stoßweise kam der Haß in ihm zum Durchbruch.

Und während er sich erhob und vor Hanna hinstellte, begann er: „Eigentlich hat es gar keinen Zweck gehabt, mich hierher zu zitieren. So in aller Eile und bei dieser Gefahr kann man doch keinen vernünftigen Gedanken fassen. Meinst Du nicht auch?“

Hanna nickte.

„Ja“, erwiderte sie leise. „Es war ungeschickt von mir. Aber ich wollte Dich wenigstens sehen.“

„Das verlohnte der Mühe!“ fuhr Stefan hartnäckig fort. „In einigen Tagen wirst Du mich vielleicht wieder sehen wollen.“

Hanna schüttelte den Kopf.

„Nein, nein!“ sagte sie langsam. „Nun weiß ich ja, daß es keinen Zweck hat, auf Dich zu bauen. Die Ferien sind ja jetzt vorbei und Du bist jetzt in der Stadt. Nicht wahr, Stefan?“

„Allerdings!“ erwiderte er aufgebracht. „Oder hast Du Dir gedacht, daß das ewig dauern werde? Daß ich von jetzt an nichts Anderes zu thun haben werde!“

Hanna lächelte mühsam. Je länger Stefan sprach, desto mehr empfand sie das Traurige und Häßliche dieser Situation. Sie mußte sich immer wieder be-

sinnen, was sie eigentlich wollte, und erwiderte dann halb abweisend:

„Was ich damals dachte, das weiß ich heute nicht mehr. Jedenfalls muß es etwas Wahnsinniges gewesen sein, sonst hätte ich mich nicht so vergessen können.“

Sie wollte noch sagen: Er möge sich doch an Alles erinnern, wie es gewesen sei, und daß er keine Ursache habe, die Schuld auf sie zu schieben. Sie wollte noch sagen: Er möge daran denken, wie er damals Tag für Tag keine Ruhe gegeben und gedrängt und gebettelt habe. Doch sie bejahte sich, daß dies ja auch Vorwürfe seien, nutzlose Vorwürfe. Und so schloß sie bloß:

„Was geschehen ist, ist geschehen.“

Stefan sah sie an in ihrer stillen, stolzen Ruhe. Mit einem Male lag er wieder in dem Banne dieses jungen Mädchens und es kam über seine Sinne wie ein Nausch. Er hatte die Empfindung, als müsse er sich auf sie stürzen und ihren Mund mit Klüffen verschließen. Aber plötzlich packte ihn die ganze Verzweiflung seiner Lage. Er verlor alle Besinnung und sagte mit exaltirter Stimme:

## Feuilleton.

### Grabschrift im Walde.

Von einem Grabstein tief im dunkeln Tann  
Sah'n mich grauäugig diese Worte an:  
Wir starben, daß Ihr leben sollt,  
Uns hat die Sonne auch gelacht,  
Nun blendet uns ihr heißes Gold,  
Uns liebt die Nacht.

Otto Julius Sterbaum.

**Ruhe.** Unter den Wortschwärmern, von denen an dieser Stelle schon früher einmal die Rede war, ist Karl Bingen wohl das stärkste Talent. Er ist fast ausschließlich Landschaftler, der braune Moorgrund seiner Gegend giebt ihm die liebsten Motive. Seine Bilder haben „Erdrgeruch“; es ist, als steige aus den Mooren, die er malt, der Dunst auf, man hat das Gefühl, daß die Schollen weich und „glitschig“ sind und man einsinken müßte, könnte man darüber gehen. Bezeichnend ist, daß der Maler die Formate seiner Bilder so groß wählt, viel größer, als man es von den Landschaftlern gewohnt ist — das Original unseres heutigen Bildes mag wohl drei Meter in der Höhe messen —; dem Künstler ist die Natur heilig, er ist so erfüllt von ihrer Größe und Schönheit, daß Alles ihm wichtig scheint, daß er jede Schattirung des Birkenstammes und jede Fichtennadel in sein Bild mit hineinbringen möchte. Trotz des großen Formates erscheinen seine Bilder nicht leer, weil wirkliches Leben in der dargestellten Natur zu spüren ist. Wie der Boden Erdrgeruch ausströmt, so blühen und sprossen die Pflanzen, so wurzeln die Bäume fest in der Erde, so ziehen die Wolken leicht über den Himmel hin. Und mit welcher Klarheit ist, wie auf allen, so auch auf unserem Bilde die Stimmung herausgebracht! Die Ruhe des Herbsttages, die goldige Ruhe, in der alle Kraft der erdopstigen Erde wie aufgelöst erscheint. Ueberall tiefe, volle Farben: In mildem Glanze strahlt die Sonne von dem dunkelblauen Himmel hernieder, leichte Wolken segeln ruhig dahin und werfen breite Schatten über das Land. Wie Säulen ragen die starken, leuchtenden Stämme der Birken am Ufer empor, hinein in das Himmelsblau, in schwanken Umrissen kehrt ihr in den Farben vertieftes Bild und das der Wolken in dem klaren Wasser-Spiegel wieder. Schwere Feuchtigkeit liegt überall in der Luft, an den kahlen Zweigen der Birke hat sie sich verdrängt, gleichmäßig und schwer fällt Tropfen auf Tropfen herab. Und wenn der Tropfen auf den Spiegel des Baches fällt, wie gerade jetzt, dann wird sein klares Bild getrübt, in konzentrischen Ringen breitet die kleine Welle sich aus, allmählich schwindend. Dann ist wieder Alles still, die leise Bewegung verhärtet nur noch den Eindruck der tiefen Ruhe in der Natur. —

**Im Krater des Vulkan.** In seinem Buche „Mexiko, Skizzen aus dem Italien der neuen Welt“ (Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur) schildert Ernst Below eine Besteigung des Popocatepetl, die er mit einigen Führern und Begleitern unternommen hat: Der Schwefelgeruch, der sich, je näher wir dem Gipfel kamen, desto deutlicher bemerkbar machte, deutete uns als ein gewisses Zeichen, daß wir uns endlich dem Ziele nahen. Endlich um ein Uhr waren wir auf dem Gipfel, nachdem wir uns zu einer letzten übermenschlichen Anstrengung unserer Kräfte aufgerafft. Zuerst waren wir von Wolken

umgeben. Dann theilten sich die Nebelschleier an einigen Stellen und gewährten hier und da blaue, lichtvolle Durchblicke in das sonnenbeschienene Land. Wie durch plötzlich sich öffnende Fenster sah man, wo man nichts vermuthete als Wolken, sonniges Gelände, dann wogten und wallten die Nebelmassen weiter darüber hin, bis sich auf einer anderen Stelle ein ähnliches Augenblicksbild aufthut.

Wo wir standen, bot sich kaum ein Plätzchen zum Ausruhen; vor uns der gähnende Schlund des Kraters, hinter uns der steile Abstieg — wo sollte man da den müden Gliedern eine Rast gönnen? Der Rand des etwa 250 Fuß tiefen Kraters ist an der Ostseite niedriger, wie abgebrochen. Alexorien um uns her am Rande sah man Dämpfe von schwefeliger Säure hervorbrechen, welche die Luft verpesteten. Es ist noch ein beträchtliches Stück Weges zurückzulegen bis zur Winde am Krater. Während wir frühlückten, brachten die Führer die Winde, mittelst deren man in den gähnenden Schlund hinabgelassen wird, in Ordnung, indem sie das mitgebrachte Tau mit dem schon vorhandenen vereinigten. Es ist eine jener Winden, wie sie auch in den Bergwerken gebraucht wird: Der Strick wird um den Leib befestigt, und halb sitzend, halb hängend schwebt man hinab in den Schacht, ganz wie im Bergwerk. Der Maulthierjunge leitete die Skurdel oben, während wir uns hinunterließen. Er hatte Befehl, Morgens pünktlich wieder oben zur Stelle und unseres Winkes gewärtig zu sein.

Erst als ich zwischen Himmel und Abgrund schwebte, über mir die vorragenden Klippen, an denen ich jeden Augenblick zerschellen konnte, wenn ich mich nicht rechtzeitig mit dem Bergstock abstützte, unter mir den gähnenden Schlund von mindestens 250 Fuß Tiefe, der sich dann noch weitere 1000 Fuß in schräger Richtung nach unten fortsetzte, da überkam mich der Gedanke, daß wir den alten verwitterten Windeapparat garnicht ordentlich selbst untersucht, dann hörte und fühlte ich, wie das Tau sich an dem scharfen Gestein wegte — der Athem wurde mir beklommen. Endlich langte ich mit erleichtertem Herzen unten an. Wir standen auf einem steil abstürzenden Geröllfeld.

Vorsichtig mit dem Bergstock tastend gingen wir dreiviertel Stunden lang steil abwärts über rauhes Steingerölle, auf dem unsere Füße in Wollsandalen zu schmerzen begannen. Wir befanden uns nun, nachdem wir durch den schmalen Felsenspalt hinabgesetzt waren, in einem Krater von etwa 600 bis 800 Meter Durchmesser. Unter uns sahen wir ein ovales, oder besser gesagt bohnenförmiges, von Westen nach Osten sich erstreckendes Becken, den mit Wasser gefüllten Kraterausguss; etwas darüber, wohl 50 Fuß höher, feitlich befindet sich der noch thätige Hauptkanal, der beständig unter Flammenercheinungen Schwefel und Dämpfe ausstößt. Aber auch an allen Seiten brechen zahlreiche kleine Dampfäulchen von schwefeliger Säure und Schwefelwasserstoff hervor, die den Schnee gelb färben und die Luft mit Schwefelgeruch erfüllen.

Um zu der gegenüberliegenden Kraterwand, wo der Hauptkanal sich befindet, zu gelangen, mußten wir eine Eisfläche überqueren, ein sehr unangenehmer Uebergang, da die unzähligen scharfen Eiszacken, die sie bedeckten, den Füßen heftige Schmerzen und Wunden verursachten. An den Seiten des Beckens, in dem die Schwefelmassen brodeln, sehen sich fortwährend neue Schwefelkristalle an. Hier und da sah man Erdbäufchen wie große Maulwurfs-haufen in die Höhe quellen. Feine Rauchäulchen und

„Ich kann nicht! . . . Ich kann nichts machen! Das Alles geht mich nichts an. Das ist Deine Sache, und ich will nichts mehr davon hören! Gar nichts! Garnichts!“

Nach diesen Worten stürzte er ohne Gruß aus der Laube, durchheulte den Garten und sprang über die Hecke.

Eine Weile stand Hanna wie betäubt da und starrte der Gestalt nach, die rasch in der Ferne verschwand. Es war ihr so seltsam zu Muthe, wie noch nie. Das . . . das war doch nicht möglich. Das war doch nicht derselbe Mensch, den sie im Sommer geliebt hatte?

Sie fuhr zusammen. Ein kalter Schauer schüttelte ihre Glieder.

Das also war das Ende . . .

Langsam kehrte sie in das Haus zurück, langsam stieg sie die Treppe hinauf und betrat ihre kleine Kammer. Sie setzte sich auf einen Stuhl und blickte eine Weile stumpf und muthlos vor sich hin. Dann erst kam sie mit einem Male zum vollen Bewußtsein des Geschehenen und brach in ein erschütterndes Weinen aus. —

bläuliche, kleine Flämmchen kamen hin und wieder daraus hervor.

Seltzam grotesk war der Blick aufwärts: Von Vegetation keine Spur, kahles Geröll und Felsklippen an den Abhängen. Der Wolkenschleier war gewichen, dunkle, schwärzliche Mäue breitete sich über den Abgrund, in dem wir standen. Die Sonnenstrahlen umsäumten roth den obersten Rand des Kraters. Es war Abend geworden, ehe wir uns dessen verriethen. Vom Graublau und Grauweiß in's tiefe Dunkel übergehend, grenzten sich die kalten Klüftabhängen vom Sonnengold dort oben ab. Jetzt wurde der Sonnenstreifen immer schmaler und immer stärker roth. Nun verschwand er ganz, und graublau Kälte lagerte über den Gipfeln ringsum. Alles war still, nur dann und wann rollte herabdröhnendes Gestein auf die Eisbedeckte des Kraterkessels.

Je dunkler es wurde, desto glücklicher leuchteten die kleinen Schwefelklämmchen und die Lavamassen im brodelnden Becken, an dem wir standen. Es war oval geformt, dieses Becken des noch thätigen Hauptkanals. Trotz unserer Müdigkeit ward es uns schwer, uns von diesem Verbindungskanal zu trennen.

In einer Hütte, die eigentlich eine Grotte aus Lava-gestein war, begaben wir uns zur Ruhe. —

### Aus spanischem Volksmunde.

Die Fürsten wollen bei ihren Thaten  
Bedient sein, aber nicht berathen.

\*

Gut mir, der das Feuer kennt,  
Dem die eig'ne Kappe brennt.

\*

Immer in Versuchung fähren  
Großer Hunger, off'ne Thüren.

\*

Als Gegner nur noch findet Platz  
Auf einer Rehre ein zweiter Spatz.

\*

### Aus russischem Volksmunde.

Ein Armer kann das Glück nur schwer erhaschen,  
Dem Reichen aber kriecht's in alle Taschen.

\*

Wem das Schicksal zugethan,  
Dem legt Eier auch der Hahn.

\*

Eine Hand voll Glück gilt mehr,  
Als ein Saek von Weisheit schwer.

\*

Wer Hühner dem Hahnt als Futter bestimmt,  
Gewöhnlich nur die seines Nachbarns nimmt.

Maximilian Wern.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“  
bestimmten Sendungen sind nach Berlin, SW 19,  
Benthstraße 2, zu richten.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**